

der heutigen Weltlage neu durchdacht werden sollte. Le Guillou hat hier von den Lehrmeistern der Ökumenischen Bewegung gelernt, und das ist kein Nachteil. Die Zeiten sind vorbei, wo wir meinten, man könne oder dürfe von den getrennten Christen nichts lernen. Ist aber auch das Ziel der missionarischen Verantwortung angemessen erkannt, wenn man unterstellt, daß die Fülle, an sich ein bestimmter neutestamentlicher Begriff, und die *Communio* in dieser Fülle von allen Beteiligten kirchlicher Gemeinschaften als etwas Gemeinsames verstanden wird? Es sei hier auf einen lutherischen Beitrag zum Eucharistischen Weltkongreß verwiesen, der den spekulativen Begriff der Fülle, wie er katholischerseits verwendet wird, als eine im Widerspruch zum Neuen Testament stehende „Schwärmerei“ ablehnte (Friedrich Rießbeck; vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 144). Die dort vorgebrachten Argumente waren einigermaßen primitiv. Aber sie haben auf einen kritischen Punkt verwiesen, der unser ekklesiologisches Selbstbewußtsein empfindlich trifft. Einmal wäre zu prüfen, ob für die gemeinte Fülle auch alle Lebens-elemente christlicher *Communio* erfaßt sind. Es wurde oben gesagt, inwiefern das noch nicht der Fall zu sein scheint.

Sodann aber wäre zu prüfen, ob nicht ganz verschiedene Begriffe von Fülle in Geltung sind, neben dem katholischen z. B. der ökumenische. Der scheidende Erzbischof von Canterbury hat selber darauf hingewiesen (vgl. ds.

Heft, S. 265). An einem Beispiel aus der Chemie sei veranschaulicht, was hier gemeint ist. Es gibt z. B. das periodische System der Elemente. Es wurde anfangs unvollständig entdeckt und eigentlich postuliert, man fand dann aber nach und nach tatsächlich die fehlenden Elemente des gedachten Systems. Ist das die Fülle? Nein, nur ein System der Vollständigkeit, denn die Fülle wäre das Vorkommen dieser Elemente in der Welt, von der man immer noch nicht weiß, was sie eigentlich zusammenhält. Und zur Ergänzung: es gibt organische Stoffe, die die gleiche Anzahl von Atomen an Kohlenstoff, Sauerstoff usw. in ihrer Formel aufweisen und die sich völlig ungleich sind, und zwar nur deshalb, weil ein Atom von einer Stelle an eine andere geraten ist. Mit diesen Vergleichen soll folgendes methodisch zu dem Entwurf von Le Guillou, der etwas Bestechendes an sich hat, gefragt werden: Kann der theologische Begriff der katholischen Fülle einfach als bekannt vorausgesetzt und mit dem analogen, aber doch wesentlich verschiedenen aufgefaßten, weil auf *andere Existenzweise* gründenden Begriff der einen oder anderen Gruppe der getrennten Christen ohne weiteres gleichgesetzt werden? Bedürfte er nicht einer dogmatischen Explikation? Sie ist um so nötiger, als der Rat des Verfassers, alle am ökumenischen Gespräch Beteiligten sollten sich gemeinsam beim Begriff und der Wirklichkeit der *Communio* engagieren, ein sehr guter und sicher von vielen gutgeheißener Rat ist.

Fragen des politischen, sozialen und wirtschaftlichen Lebens

Soziale Schichtung und kirchliches Verhalten in der Großstadt

Im Juli 1960 wurde in dieser Zeitschrift der erste Teil einer soziologischen Studie über den Katholizismus in Europa veröffentlicht (vgl. Herder-Korrespondenz 14. Jhg., S. 443). Zur Ergänzung und Vertiefung der Daten, die in jener Studie enthalten sind, hat die Internationale Föderation katholischer Sozialforschungsinstitute (FERES) an Beispielfällen mehrere typische soziale Erscheinungen untersucht, die das kirchliche Leben stark beeinflussen, wiewohl sie selbst keine religiösen Phänomene sind. Diese Untersuchungen betreffen die Situation der katholischen Intelligenz, die soziale Schichtenbildung in der Großstadt, die innereuropäische Wanderung, die Struktur eines rückständigen Agrargebietes und die Integration einer europäischen Stadt von internationalem Gepräge. Es handelt sich durchweg um soziale Vorgänge, die geeignete Modelle der Umschichtung und Umwandlung der Bevölkerung bieten, wie sie seit dem Krieg in Gang gekommen ist. Dieser Prozeß vollzieht sich in allen Ländern des freien Europa und überspült mehr und mehr ihre Grenzen. Er bringt die Gesellschaft in eine Bewegung von solchem Ausmaß, daß sie die Strukturveränderungen der frühkapitalistischen Zeit in bezug auf die Zahl der betroffenen Menschen, die Revolution ihrer Lebensformen und die internationalen Auswirkungen in den Schatten stellt und ein neues Zeitalter einleitet. Diese Bewegung geht an der Kirche nicht spurlos vorüber und stellt sie vor die Frage einer großzügigen Anpassung.

Es ist Aufgabe der soziologischen Forschung, diese Bewegungs- und Umschichtungsprozesse zu analysieren, wobei sie mit einer möglichst genauen Bestandsaufnahme

der einfachen, zahlenmäßig erfaßbaren sozialen Tatsachen beginnt. Selbstverständlich kann sie darin nicht mehr leisten als das, was für eine Typologie dieser Vorgänge erforderlich ist, an exakt durchleuchteten Beispielen durch nüchterne Zahlen darstellen, und das ist eine Methode, die dem Leser zwar eine Unmenge von Mosaiksteinchen, nach allen Seiten geordnet, auf den Tisch legt, ihm dann aber die Mühe läßt, sich selbst ein Bild zu machen. Die Berichte über die sechs Monographien der FERES, die in unserer Zeitschrift erscheinen sollen und deren erster hier vorgelegt wird, wollen versuchen, diese Mühe zu vereinfachen.

München als typische Großstadt

In einer dieser Monographien wird soziographisches Material zum Zweck einer genaueren Fixierung des kirchlichen Großstadtproblems vorgelegt. Die Großstadt ist der Brennpunkt vieler Zeiterscheinungen, die das kirchliche Leben beeinflussen, und zwar überwiegend zu seinem Schaden oder mindestens als Gefahren. In ihrem Raum entfaltet das moderne Erwerbsstreben mit dem wilden Konsumhunger, der ihm in unserer Gegenwart seine besondere Note gibt, die stärkste Dynamik. Auf ihrem Boden treibt die Kultur unserer Zeit mit allem, was sich dafür ausgiebt, die bezauberndsten, aber auch die verlockendsten Blüten und bietet alle Reize auf, um Geist und Sinne des Menschen an- und aufzuregen, zu befriedigen oder auch zu betören. Die Großstadt ist der Schauplatz für das gespenstische Tempo des Lebens, das den Menschen von sich selbst und von Gott hinweg zu entführen trachtet; sie ist auch immer noch der breite Strand, an den die Masse menschlicher Not und Verzweiflung angeschwemmt

wird, und das wogende Meer, dessen Schicksalswellen die einen steil nach oben tragen und die anderen in die Tiefe reißen. Hier branden die Gegensätze unserer Zeit, die weltanschaulichen und die religiösen, die politischen und die sozialen, hart gegeneinander. Immer noch bleibt wahr, daß die Großstadt ein Schmelztiegel ist, der die natürlichen Bindungen der Familie, der Nachbarschaft und anderer überschaubarer Ordnungsgebilde auflöst und die Menschen als beziehungslose Individuen zu Massen zusammenschmilzt, es sei denn, daß sich in ihrem Strukturwandel neue Zellkerne bilden, die die Fähigkeit zu organischer Angliederung besitzen.

Die Umschichtung der Menschen in der Agglomeration, in dem Konglomerat der Großstädte ist unter allen ihren Merkmalen vielleicht das am meisten typische, jedenfalls ist sie unter ihnen verhältnismäßig leicht und genau soziographisch zu erfassen. Deshalb bildet sie in der vorliegenden Untersuchung den Ansatzpunkt für die Analyse der kirchlichen Verhältnisse, und dieser Ansatzpunkt wird sich als fruchtbar erweisen.

Daß man gerade München als Beispiel auserwählt hat, mag auf den ersten Blick nicht ganz einleuchten. In der Tat hat ein zufälliger Umstand dabei mitgewirkt. Diese Stadt war nämlich in den Jahren 1958 und 1959 im Rahmen der Vorbereitungen zur Münchener Gebietsmission (vgl. Herder-Korrespondenz 14. Jhg., S. 439) Gegenstand einer umfangreichen pastoralsoziologischen Untersuchung, die sich auf die Bevölkerung und soziale Struktur, die pfarrlichen Verhältnisse, den Gottesdienstbesuch und das katholische Vereinsleben erstreckte. Aber München empfahl sich auch aus sachlichen Gründen. Es ist die drittgrößte und die jüngste Millionenstadt der Bundesrepublik mit der absolut höchsten Zahl katholischer Einwohner. Darin wird es im ganzen deutschsprachigen Bereich nur noch von Wien übertroffen. München zählt rund 800 000 Katholiken. Außerdem ist es im Gegensatz zu den bezüglich des katholischen Bevölkerungsanteils vergleichbaren Großstädten des rheinisch-westfälischen Raums oder anderer europäischer Ballungszentren als einzige ausgeprägte Großstadt inmitten eines weiten ländlichen Einzugsgebietes gelegen, hebt sich also in seinem großstädtischen Charakter besonders betont heraus. Es ist wirtschaftlich und kulturell eine echte Metropole, ein beherrschender Mittelpunkt. Über seine kulturelle Bedeutung braucht nichts gesagt zu werden. Aber auch die industrielle Entwicklung der Stadt seit der Jahrhundertwende und besonders nach dem zweiten Weltkrieg hat ein ungewöhnliches Tempo. Im September 1956 wurden nicht weniger als 80 000 Erwerbstätige aus anderen Gemeinden gezählt, die dort als Pendler ihrer Arbeit nachgehen. Außerdem ist München die „Hauptstadt des deutschen Fremdenverkehrs“. „In einem Maße und einer Komplexität wie nur noch wenige andere Städte gehört München zu den pulsierenden und gestaltenden Konzentrationspunkten des sozialen Lebens in Deutschland.“ Jeder, der das München der Vorkriegszeit kennt und die Stadt beim ersten Besuch in den letzten Jahren nicht mehr wiedererkannte, wird die Richtigkeit dieser Behauptung bestätigen.

Aber die bayerische Hauptstadt ist nicht nur in ihrer gegenwärtigen Gestalt für die große Mehrzahl der Zentren des Wirtschaftswunderlandes typisch, sie zeigt auch in ihrer Entwicklung alle Züge, die für die deutschen Großstädte charakteristisch sind. In der ersten Phase dieser Entwicklung von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum ersten Weltkrieg nahm die Zahl der Einwohner durch

Zuwanderung, Eingemeindungen und Geburtenüberschuß mit großer Schnelligkeit zu. Das Tempo des Wachstums verlangsamte sich zwischen den beiden Kriegen, doch bekam die Stadt durch weitere Eingemeindungen zu dieser Zeit ihren heutigen Gebietsumfang. Im letzten Krieg ging die Zahl der Einwohner infolge der Zerstörungen und der Bombengefahr ungefähr auf die Hälfte zurück.

Nach dem Krieg strömten die verdrängten Einwohner wieder herein. Diesem Rückstrom folgte seit 1950 und bis heute anhaltend die Zuwanderung im Gefolge des wirtschaftlichen Aufschwunges und der Umsiedlung von Heimatvertriebenen in einem Ausmaß, daß München schon 1957 in die Reihe der Millionenstädte einrückte.

Auch der kirchliche Aspekt dieser Bevölkerungsbewegung ist typisch. Nur eine Minderheit der Katholiken nimmt am kirchlichen Leben teil. Besonders die Masse der Erwerbstätigen steht abseits und bleibt sowohl den sonntäglichen Gottesdiensten als auch allen anderen Formen kirchlicher Bindung und Betätigung fern, so daß die für Großstädte typische Verhaltenstendenz „von der Gewohnheit zur freien Wahl“ (Elisabeth Pfeil) bestätigt wird. Besonders beachtenswert sind die Unterschiede der einzelnen Schichten und Gruppen in ihrem Verhalten gegenüber der Kirche.

Die Verteilung der Bevölkerung im Stadtgebiet

Auch in München zeigt sich nach dem Kriege die für die Großstadt typische Tendenz zur Verminderung der Wohndichte im Stadtkern, der mehr und mehr zur City geworden ist. Im innersten Teil der Stadt wohnten im Jahre 1875 etwa 50 000 Menschen; 1958 dagegen erst wieder oder nur noch 17 500, und im Radius von 5 Kilometern um die Frauenkirche hat die Wohnbevölkerung seit 1925 nur um 4% zugenommen. Auch diese Zunahme ist nur durch die Notlage am Wohnungsmarkt verursacht. Aus einstmals dichtbesiedelten innerstädtischen Wohngebieten drängt die eingessene Bevölkerung hinaus, und sie halten ihre Einwohnerzahl nur auf Grund der Zuwanderung von außen. Dabei spielt neben der Stadtlage auch der Anspruch an den Wohnungskomfort eine Rolle, den die alten Miethäuser nicht mehr befriedigen.

Die Zunahme der Münchener Bevölkerung insgesamt beruht seit dem Krieg fast ganz und gar auf der Zuwanderung von außen. Zwischen den beiden Weltkriegen hielten sich Zuwanderung und Abwanderung ungefähr das Gleichgewicht. Seit 1950 wanderten Jahr für Jahr zwischen 60 000 und 80 000 Menschen ein, während nur etwa 40 000 aus München fortzogen. Dieser anormale Überschuß erklärt sich nicht allein aus dem wirtschaftlichen Aufschwung. Einen wesentlichen Anteil daran haben die Heimatvertriebenen und Evakuierten, die im und nach dem Kriege wegen der Wohnungsverhältnisse zunächst irgendwo auf dem Lande untergebracht worden waren, dann aber aus Erwerbsgründen nach München drängten. Soweit ihnen das nicht gelang, suchten sie im weiteren Umkreis der Stadt vorläufig Unterkunft und gingen als Pendler ihrem Beruf nach. Im Jahre 1939 wurden in München 13 000 auswärtige Erwerbstätige gezählt; 1950 waren es schon 44 000, und Ende 1956 war ihre Zahl einschließlich einiger tausend Schüler und Lehrlinge auf 86 000 angewachsen, die mit ihren Familien die Wohndichte in weitem ländlichem Umkreis um die Stadt vermehrt haben.

Die Geburtenziffer fiel in München nach 1950 für die Dauer eines halben Jahrzehnts auf 10 pro Jahr und tausend Einwohner. Sie sank unter die Höhe der Sterbeziffer,

die zwischen 11 und 12 pro Tausend schwankte. Erst seit 1956 liegt die Zahl der Geburten wieder ein wenig höher als die der Sterbefälle. Doch bedarf diese allgemeine Rechnung der Differenzierung. Die Höhe der Geburten in den Jahren 1956 bis 1958 zeigte in den einzelnen Stadtbezirken Unterschiede zwischen 8,7 und 20 pro Jahr und tausend Einwohner. Sie erreichte ihre Spitzen in den Außenbezirken im Norden, Nordwesten, Süden und Osten der Stadt, die überwiegend von Arbeitern bewohnt werden, zugleich aber auch eine sehr erhebliche Zahl von Eigentumswohnungen und Siedlungshäusern aufweisen. Dagegen liegt die Geburtenziffer in den inneren Zonen unter dem Stadtdurchschnitt. Es liegt nahe, die Erklärung dafür zu suchen in dem erheblich höheren durchschnittlichen Alter der Bewohner der inneren Stadt, den dort besonders beengten Wohnungsverhältnissen und der noch unregelmäßigen oder ungefestigten Existenz vieler Zugezogener. Unter den sozialen Schichten weisen die der Landwirte, der höheren Beamten und der Arbeiter den höchsten Geburtenanteil auf. Auch das bestätigt den Eindruck, daß die sozialen und die Wohnungsverhältnisse in einer positiven Korrelation zur Geburtenhäufigkeit stehen.

In bezug auf die Verteilung der Bevölkerung über die Stadt hin und die Dichte der Besiedlung lassen sich vier um den Mittelpunkt gelagerte konzentrische Kreise ziehen. Um die nur noch schwach bewohnte City legt sich ein ziemlich geschlossener Ring äußerster dichter Bebauung und Bewohnung, die, wie schon gesagt wurde, nach außen hin an Dichte zuzunehmen im Begriff steht. Dieser Ring schließt in sich die früheren Vororte Schwabing, Neuhausen, Schwanthalerhöhe, Sendling, Giesing, Haidhausen und Au.

Um diese geschlossene Ballung legt sich ein Kreis, der durch eine aufgelockertere Bebauung sein Gesicht erhält. Die Bezirke dieses Ringes sind zum Teil erst später eingemeindet worden und haben noch Elemente eines spezifischen Gepräges bewahrt. Zu ihnen gehören Bogenhausen, Nymphenburg, Pasing und das Waldfriedhofviertel. Um diesen Ring legt sich als vierte und äußerste die Randzone der Stadt. Die in ihr gelegenen Siedlungsbezirke heben sich noch ganz deutlich voneinander ab und besitzen noch einen Charakter lokaler Eigenständigkeit. Zu ihnen gehören die Orte Solln, Hadern, Aubing, Neuauubing, Lochhausen, Allach, Feldmoching, Freimann, jeweils in sich geschlossene Siedlungen, zum Teil mit einem Siedlungskern sehr alten Ursprungs. Allerdings geht ihre Eigenständigkeit mehr und mehr dadurch verloren, daß die Bautätigkeit in diesen Orten besonders lebhaft ist und sich in der Richtung auf die Innenstadt bewegt, so daß ihr Anschluß an das geschlossene Wohngebiet der inneren Ringe unvermeidlich wird. Das bedeutet, daß die großstädtische Zusammenballung der Bevölkerung immer mehr auch die Außenbezirke erfaßt und ihren Charakter bestimmt. Auch dort gehen die heute noch sichtbaren ländlichen Eigenarten, wie etwa ein ausgeprägtes Gemeindebewußtsein, lokale gesellschaftliche Gruppierungen, Zusammenleben mehrerer Generationen unter einem Dach, immer mehr zurück. Es bilden sich auch in dieser äußersten Zone dank den günstigeren Baulandverhältnissen und der dadurch bedingten regen Tätigkeit von Siedlungsgesellschaften schon jetzt einige Ballungszentren mit einer Siedlungsdichte, die der in der inneren Stadt nicht nachsteht, so z. B. in den Bezirksteilen Ludwigsfeld und Harthof, auch in dem früher schon sehr dicht besiedelten Obergiesing.

Die Verteilung der Bevölkerung über das Stadtgebiet ist viel mehr, als man annehmen möchte, in ständigem Fluß auf Grund der innerstädtischen Wanderung. Dieses ist keine typische Nachkriegerscheinung, sondern spielte auch schon vor dem Krieg eine große Rolle. In den Jahren von 1930 bis 1933 zogen jährlich 140 000 bis 145 000 Menschen, also fast der fünfte Teil der Einwohner, innerhalb der Stadt um. Nach dem Krieg war die Zahl dieser Umzüge infolge des absoluten Wohnungsmangels viel geringer, ist aber seit 1950 wieder in ständigem Steigen begriffen. In den letzten Jahren stieg die Zahl der innerstädtischen Wanderer auf jährlich 80 000 bis 110 000 Personen, also auf etwa 10% der Gesamtbevölkerung, und man kann voraussagen, daß sie sich immer mehr erhöhen wird, je mehr der Wohnungsmangel beseitigt wird. Die Tendenz der Umzüge nimmt eindeutig überwiegend die Richtung von innen nach außen. In die inneren Stadtteile rücken diejenigen nach, die von außerhalb nach München zuziehen.

Die Gründe für einen Wohnungswechsel sind meist wohl die folgenden: der Zug zur besseren Wohnlage und Wohnung, das Ausweichen aus einem Wohnblock minderen Komforts oder Ansehens, das Heranrücken an den Arbeitsplatz oder sonstige Rücksichten auf die Verkehrslage, manchmal auch auf die veränderten Familien- oder Einkommensverhältnisse, schließlich der Erwerb von Wohnungseigentum. Jedenfalls handelt es sich bei einem bedeutenden Teil der Binnenwanderer nicht nur einfach um einen Wohnungswechsel, sondern zugleich auch um eine soziale Veränderung. Allerdings steht der Prestigecharakter, der früher vielen einzelnen Wohnvierteln oder Vororten anzuhaften pflegte, im Begriff, sich zu nivellieren. Es gibt zwar noch eine im allgemeinen Bewußtsein verwurzelte Bewertungsskala, tatsächlich aber ändert sich der Bebauungscharakter vieler Gegenden, so daß sie sich angleichen und fast sämtlich Angehörige der verschiedensten Schichten beherbergen.

Die Herkunft der Münchener Bevölkerung

Die vorliegende Untersuchung gibt keine Auskunft darüber, ob München auch in bezug auf die landsmannschaftliche Zusammensetzung seiner Bevölkerung, gemessen an deren Geburtsorten, eine typische Großstadt ist; im allgemeinen begegnet man ja der Annahme, zu einer Großstadt gehöre auch ein sehr hoher Prozentsatz von Einwohnern, die von überallher in sie verschlagen wurden; doch München ist auch heute noch in besonders ausgeprägter Weise bayerisch oder sogar oberbayerisch. Über die genaue landsmannschaftliche Zusammensetzung seiner Bevölkerung gibt es zum Vergleich zwei Statistiken aus den Jahren 1900 und 1950. Gebürtige Münchener waren im Jahre 1900 36,1%, im Jahre 1950 sogar 44,5%. Anders verhält es sich mit den aus Bayern Zugewanderten. Ihr Anteil ist von 52,3% (1900) auf 32,2% gefallen. Aus anderen Gebieten stammten um die Jahrhundertwende 11,6%, im Jahre 1950 dagegen 13,8%, zu denen noch weitere 9,5% aus dem Ausland oder mit ungeklärter Herkunft kommen, im ganzen also 23,5%. Bei denen, die aus Bayern nach München zuwandern, ist ein bedeutendes Übergewicht des weiblichen Geschlechts festzustellen: 28,9% Männer, dagegen 35% Frauen. Das wird vor allem darauf zurückgeführt, daß die Arbeitsgelegenheiten für Frauen in der Großstadt vielfältiger und die Bedingungen günstiger sind als anderswo. Die Zahl der Hei-

matvertriebenen ist im Zeitraum zwischen 1950 und 1959 von 85 500 auf 160 000, die der Zuwanderer aus der sowjetisch besetzten Zone von 27 000 auf über 50 000 gestiegen, so daß in München eine Großstadt der Heimatvertriebenen und Flüchtlinge existiert. Ihr Bevölkerungsanteil beträgt 15 % und 6 %. Die landsmannschaftliche Verteilung auf die einzelnen Stadtbezirke ist nur annähernd zu schätzen, abgesehen von dem verhältnismäßig hohen Anteil der Vertriebenen in bestimmten Außenbezirken, der mit den staatlichen Bauprogrammen zusammenhängen dürfte. Im Rahmen der pastoralsoziologischen Untersuchung vor der Mission, bei der zehn ausgewählte Pfarreien genau durchforscht wurden, schwankte der Anteil der gebürtigen Münchener zwischen 33 und 48 %, erreichte also nirgends die Majorität. Der Anteil der gebürtigen Bayern hielt sich zwischen 66 und 87 %, im Durchschnitt betrug er 70 %. Was die verschiedenen landsmannschaftlichen Gewohnheiten und Verhaltensweisen betrifft, so fehlen die Unterlagen für ein sicheres Urteil. Im kirchlichen Leben sind sie aber deutlich wahrnehmbar. Auch das Verhältnis zwischen der sozialen Schichtung und der Herkunft der Bevölkerung ist, abgesehen von den Heimatvertriebenen, statistisch nicht erfaßt.

Die berufliche Gliederung

Die früher übliche Einteilung der Gesellschaft in drei Schichten und die Zurechnung der Unternehmer, freien Akademiker und höheren Beamten zur Oberschicht, der Gewerbetreibenden, Beamten und Angestellten zur Mittelklasse und der Arbeiter zur Unterschicht reicht als Strukturmodell heute nicht mehr aus und trifft weithin auch gar nicht mehr zu. Vor allem die Berufsgruppe der Angestellten ist in allen Schichten vertreten und doch andererseits wieder nicht durch genügend eindeutige soziologische Merkmale in sich selbst geprägt, als daß man sie als eine eigene Schicht der Gesellschaft bezeichnen und behandeln könnte. Auch die Zugehörigkeit zur Gruppe der Selbständigen ist kein soziales Schichtmerkmal. Ebenso ragen beträchtliche Teile der Arbeiterschaft hinsichtlich ihrer Berufstätigkeit und ihres Einkommens in die Mittelschicht hinein. Auch wenn man außer diesen beiden Merkmalen das soziale Prestige, die Selbsteinschätzung oder auch die Einschätzung seitens der Allgemeinheit heranziehen wollte, käme man über Mutmaßungen nicht hinaus. Aber die soziologische Wissenschaft hat bisher noch kein brauchbares neues Strukturmodell entwickelt, mit dessen Hilfe die Gesellschaft als ganze gegliedert werden könnte, und daher sind auch die Rubriken der Statistik unzulänglich.

Nach ihrer sozialen Stellung haben die einzelnen sozialen Gruppen der Münchener heute noch etwa den gleichen Anteil an der Gesamtbevölkerung wie vor 25 Jahren. Veränderungen seit der letzten Volkszählung von 1950 sind allerdings mangels Unterlagen nicht berücksichtigt. Damals gliederten sich die Einkommensbezieher wie folgt: Selbständige 10,8 %, mithelfende Familienangehörige 2,9 %, Beamte 5,5 %, Angestellte 22,6 %, Arbeiter 38,1 %, selbständige Berufslose 20,1 %. Unter den letzteren machen Rentner und Pensionäre 78 % aus. Sieht man von dieser Gruppe der Berufslosen ab, dann gliedert sich die verbleibende Gruppe der erwerbstätigen Einkommensbezieher in 17,2 % Selbständige und mithelfende Angehörige, 6,8 % Beamte, 28,3 % Angestellte und 47,7 % Arbeiter. Der Anteil der Arbeiter lag vor dem Kriege ein

wenig höher, bei knapp 50 %. Unter den Selbständigen waren etwas mehr als die Hälfte Inhaber nicht landwirtschaftlicher Einmannbetriebe, ein Drittel beschäftigten höchstens drei abhängige Arbeitskräfte, nur jeder hundertste leitete einen Betrieb mit mehr als fünfzig Personen. Unter den Selbständigen wurden 570 Landwirte gezählt. Von den Arbeitern waren 48,8 % gelernte, 19,3 % angelernte, 16,3 % ungelernete, 0,5 % landwirtschaftliche, 7,4 % im Haushalt beschäftigte und 7,7 % sonstige.

Der weibliche Anteil betrug unter den gelernten Arbeitern 19 %, unter den angelernten 38 % und unter den ungelerten 46 %. Auch unter den Angestellten fiel der Anteil der Frauen mit steigender Einkommenshöhe von 50 auf 17 und in der oberen Schicht auf 11 %. Insgesamt stellten sie bei den Selbständigen 24,3 %, bei den mithelfenden Angehörigen 84,2 %, bei den Beamten 11,8 %, bei den Angestellten 49,9 % und bei den Arbeitern 35,6 %, im ganzen gerechnet 38,3 % der Erwerbstätigen. Von diesen Frauen waren 56,4 % ledig, 29,3 % verheiratet, 8,4 % verwitwet und 5,9 % geschieden. Von den Ehefrauen halfen rund 25 % im Familienbetrieb mit; fünfzig Prozent entfielen etwa zu gleichen Teilen auf die Tätigkeit in der Berufsgruppe Handel und Verkehr, hauptsächlich im Angestelltenverhältnis, und auf Industrie und Handwerk, wo die Frauen überwiegend als Arbeiterinnen beschäftigt waren; das letzte Viertel verteilte sich auf Büro- und Verwaltungsberufe, zu einem geringeren Teil auf Tätigkeiten im Haushalt und in sozialen, intellektuellen, künstlerischen und technischen Diensten. Insgesamt waren 24,5 % aller Ehefrauen berufstätig. Wenn man allerdings aus den Erhebungen der pastoralsoziologischen Untersuchung der zehn Pfarrgemeinden einen allgemeinen Schluß ziehen darf, dann hat sich dieser Prozentsatz seit 1950 beträchtlich erhöht und dürfte jetzt 30 % übersteigen. Bemerkenswert ist dabei ein doppelter Zusammenhang: die außerhäusliche Berufstätigkeit der Ehefrauen hängt eng mit den Berufen ihrer Ehemänner zusammen. Die meisten von ihnen kommen aus der Arbeiterschaft; mehr als 40 % aller Arbeiterfrauen gehen einem Beruf nach. Das erklärt sich natürlich aus den Einkommensverhältnissen und dem Verhältnis zwischen den Einkünften der Ehemänner und den Konsumansprüchen. In geringerem Maß sind die Frauen der Angestellten und der Selbständigen, diese meist als mithelfende Angehörige, und am wenigsten die Beamtenfrauen berufstätig. Die zweite Korrelation besteht zwischen der Berufstätigkeit der Ehefrauen und der ihrer Ehemänner, sie liegt meist in derselben Schicht.

Eine Differenzierung der einzelnen Wohnviertel und Stadtzonen nach der sozialen Stellung ihrer Einwohner ist nur in der sehr groben Unterscheidung zwischen Arbeiter- und bürgerlichen oder mittelständischen Vierteln möglich. Auch dann noch trifft sie mehr das äußere Gesicht als die tatsächliche Zusammensetzung der Bevölkerung. Der Anteil der Arbeiter an der Wohnbevölkerung beträgt selbst in dem alten Villenviertel Bogenhausen 25 % und in ausgesprochenen sogenannten Arbeitervierteln in den Randzonen nicht mehr als 75 %. Genau genommen, kann man also nicht schlechthin von Arbeitervierteln, sondern nur von Bezirken mit überwiegend arbeiterviertlicher Bevölkerung sprechen, wobei allerdings zuzugeben ist, daß auch schon das bloße Überwiegen den Charakter der Bezirke prägt und ihre Einordnung in der öffentlichen Meinung bestimmt. Unter diesen Voraussetzungen kann man sagen, daß es in München eine zusammenhängende Zone von Arbeiterbezirken gibt, die den gesamten nörd-

lichen, östlichen und westlichen Stadtrand durchzieht und in unmittelbarem Anschluß von dort in bestimmte Sektoren der Innenstadt hineinreicht. Daraus ergibt sich, daß man ebenso von einem zusammenhängenden Gebiet bürgerlich-mittelständiger Wohnungen sprechen kann. Wiewohl diese Kennzeichnung, wie schon gesagt wurde, statistisch betrachtet nur sehr eingeschränkt richtig ist, bestätigt sie sich doch durch die Koinzidenz mit anderen sozialen Merkmalen, wie der Geburtenhäufigkeit, der landsmannschaftlichen Gruppierung, dem Altersaufbau und der Siedlungsstruktur, so sehr, daß man die ökologischen Zonen weitgehend unter den Begriff einer „zone humaine“ bringen kann.

Soziale Schichtung und Konfessionszugehörigkeit

Eine Übersicht über das Verhältnis von sozialem Stand und Konfessionszugehörigkeit vermittelt am einfachsten ein statistisches Schaubild nach der Volkszählung von 1950:

Erwerbspersonen (nach ihrer sozialen Stellung im Beruf)	Anteil bei den			
	Kath.	Evang.	Nicht- christen	Frei- denkern
Selbständige	12,7 %	14,7 %	39,8 %	20,2 %
mithelf. Angehörige	3,9	2,9	5,7	2,4
Beamte	7,1	6,1	0,6	5,5
Angestellte	26,4	35,6	23,0	34,6
Arbeiter	49,9	40,7	30,9	37,3
	100,0	100,0	100,0	100,0

Danach ist der Anteil der Arbeiter unter den Katholiken besonders hoch. Untersucht man diesen Anteil noch genauer, dann stellt sich heraus, daß er sich auch innerhalb der Arbeiterschaft nach unten zu verstärkt. Unter den angelernten und erst recht unter den ungelerten Arbeitern ist er höher als unter den Facharbeitern. Ebenso steht es bei den Angestellten und Beamten. Soweit sie katholisch sind, ist der Prozentsatz derjenigen, die den unteren Stufen angehören, erheblich größer als bei den anderen Konfessionen, bei denen der Anteil der Beamten und Angestellten in den höheren Rängen wesentlich höher liegt als bei den Katholiken. Wieder einmal steht man hier vor dem Phänomen der „sozialen Inferiorität“ der Katholiken. Zu ihrer Begründung im vorliegenden Falle will die Untersuchung die von Max Weber und R. H. Tawney her bekannten Zusammenhänge zwischen dem Geist des Kapitalismus und der protestantischen Ethik ebenso wie die von Müller-Armack festgestellten Beziehungen zwischen der größeren Ortsgebundenheit der Katholiken und dem langsameren Aufstieg nicht ganz von der Hand weisen. Doch drängt sich noch eine andere Beobachtung auf. In den Jahrzehnten der starken Zuwanderung nach der Jahrhundertwende sind aus den nichtbayerischen Gebieten vor allem Nichtkatholiken mit qualifizierter beruflicher Ausbildung nach München gekommen und haben die Chance der wirtschaftlichen Entwicklung der Stadt genutzt. Dagegen waren in den Zuwanderungsströmen aus den katholischen Gebieten Bayerns mit eindeutig landwirtschaftlichem Charakter vor allem beruflich nicht besonders vorgebildete Personen enthalten, die sich deshalb auch in der Stadt in die Breitenschicht einordnen mußten. Das ist eine Hypothese, aber wahrscheinlich der beste Versuch einer Erklärung.

Das Wohnungseigentum

Die soziale Bedeutung des Wohnungseigentums besteht heute nicht mehr darin, daß es Wohlhabenheit ausdrückt

wie ehemals der Besitz von Miethäusern oder einer Villa, sondern daß es zu einem der wichtigsten Maßstäbe für das Streben nach sozialer Stabilität geworden ist, wofür oftmals stärkste Opfer gebracht werden, die Rückschlüsse auf die menschliche Art und den Charakter der Familien zu lassen. Insofern ist dieses Streben auch für die Seelsorge von besonderem Interesse.

Leider gibt es keine Münchener Statistik über die soziale Schichtzugehörigkeit der Wohnungseigentümer. Dagegen ist das Verhältnis zwischen Wohnungseigentümern und Wohnungsmietern für die einzelnen Stadtteile bekannt. Wie zu erwarten, ist der Prozentsatz derer, die ihre Wohnung zu Eigentum haben, in der inneren Stadt am geringsten. Dort beträgt er nicht mehr als 2 bis 5 %. Auch im Neubau hat sich allein schon wegen der teuren Bodenpreise das mehrgeschossige Miethaus behauptet. Dagegen steigt der Prozentsatz der Eigentumswohnungen sogleich mit der Auflockerung der Siedlungsweise gegen die äußeren Bezirke hin, um in den äußeren Randgebieten eine Höhe von 30 bis 45 % aller Wohnungsinhaber zu erreichen. Besonders bemerkenswert ist daran, daß auch die überwiegend von Arbeitern bewohnten Randgebiete keine Ausnahme machen. Der soziale Wohnungsbau hat demnach zur Bildung privaten Wohnungseigentums entscheidend beigetragen.

Die Konfessionszugehörigkeit der Münchener Bevölkerung

Der dritte Teil der Untersuchung, von der hier berichtet wird, ist gewissen religiösen und kirchlichen Phänomenen gewidmet, und zwar vorzugsweise den Zusammenhängen zwischen sozialer Schichtung und der Beteiligung am kirchlichen Leben. Eine Vorbemerkung möge über die religiöse Zusammensetzung der Gesamtbevölkerung unterrichten. München war bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts eine rein katholische Stadt. Erst 1801 erhielt der erste evangelische Bewohner das Bürgerrecht. Heute sind neben den beiden christlichen Konfessionen alle überhaupt bekannten Denominationen, Konfessionen, Gemeinschaften und Sekten in München ansässig. Sie sind zum Teil durch Abspaltungen entstanden, in erheblichem Ausmaß aber auch durch die Gründung von seitens zugewanderter Einwohner aus dem In- und besonders aus dem Ausland. Der Anteil der katholischen Einwohnerschaft ist langsam, aber beständig zurückgegangen. Er fiel von 88 % (1871) auf 84 % (1900), 79 % (1939) und 76,4 % im Jahre 1950. Dieser Rückgang ist geringer als in anderen einst ganz katholischen deutschen Großstädten, weil die Masse der Zuwanderer immer aus den katholischen Gebieten Bayerns hereinströmte. Das gilt auch noch heute. Hieraus ist es auch zu erklären, daß 1950 von den männlichen Einwohnern nur 74,4 %, von den weiblichen dagegen 78,1 % katholisch waren. Der katholische Anteil stellt sich bei den in München Geborenen auf 84,2 %, bei den Zuwanderern auf 72,5 %, bei den Vertriebenen, die in der Stadt ansässig geworden sind, auf 61,9 %. Alle Teile der Stadt haben eine religiös gemischte Wohnbevölkerung. Aber diejenigen, deren Einwohnerzahl in den letzten Jahren relativ am stärksten zugenommen hat, haben den geringsten katholischen Bevölkerungsanteil mit weniger als 70 %. Ebenso variiert dieser Anteil, wenn man die bevorzugten Wohngegenden der inneren Stadt und die vorwiegend bürgerlichen Außenbezirke den anderen gegenüberstellt. Dann spiegelt er deutlich die bereits dargestellte Zugehörigkeit zu den niederen und zu den gehobenen Schichten wider.

Über die Beziehungen zwischen dem sozialen Standort der heutigen Menschen und ihrer inneren Einstellung zu Religion und Kirche weiß die Soziologie bisher sehr wenig, und selbst wenn man nur auf das äußere Verhalten schaut, ist das Erfahrungswissen über diese Zusammenhänge noch sehr fragmentarisch. Max Weber, der dem Bauerntum nur eine bescheidene Rolle zuerkannte, was die tragende Kraft seiner Religiosität angeht, sah im Bürgertum die stärksten religiösen Kontraste und hielt das Kleinbürgertum für die Kernschicht der Gläubigen in den christlichen Kirchen. Diese Ansicht wirkt in der Soziologie in Deutschland heute noch nach (Elisabeth Pfeil in dem von Gehlen und Schelsky herausgegebenen Handbuch).

Die französischen soziologischen Felduntersuchungen zeigen für Frankreich ein anderes Bild: ein verschwindend geringes Maß religiöser und kirchlicher Beteiligung in der proletarischen und in der kleinbürgerlichen Schicht, ein kontinuierlich steigendes, je mehr man nach oben kommt, das höchste unter den „bourgeois“, das heißt den Unternehmern, freien und akademischen Berufen sowie unter den Landwirten. Wenn man daraus eine Hypothese ableiten will, dann lautet sie: Je höher der Bildungs- und Ausbildungsstand einer Schicht und je stärker sie mit ihrem Prestige und materiellem Komfort in die bürgerliche Gemeinschaft integriert ist, um so fester ist auch ihre kirchliche Bindung.

Der Gottesdienstbesuch am Sonntag

Im ganzen genommen, haben die Münchener spezifizierten Zählungen der Besucher der Sonntagsgottesdienste das bestätigt, was man heute ganz allgemein über den Gottesdienstbesuch zu wissen glaubt: Der Prozentsatz der Gottesdienstbesucher bewegt sich zwischen 15% und 50%. Die extremen Sätze sind selten, der Durchschnitt liegt bei 25% bis 30%. Den niedrigsten Besuch verzeichnen die ausgesprochen Arbeiterpfarreien, den höchsten die Pfarreien mit Gemeinden, deren Kern aus Beamten und Angestellten besteht. Die Zahl der weiblichen Gottesdienstbesucher ist wesentlich höher, in München 36% gegen 23,6% bei den Männern. Der höhere Anteil des weiblichen Geschlechts ist bei allen Familienständen, Herkunftsgruppen, Altersstufen und Berufen zu verzeichnen, selbst schon bei den Kindern. Der Altersanteil ist bei den Schulkindern hoch, fällt bei den Jugendlichen, erreicht zwischen zwanzig bis vierzig Jahren den tiefsten Stand und steigt dann kontinuierlich bis ins hohe Alter. Die verwitweten und ledigen Frauen stellen unter den Erwachsenen den relativ stärksten Teil der Gottesdienstbesucher, die Geschiedenen und die ledigen Männer den geringsten. Die Teilnahme der Eheleute steigt mit dem Alter. Die landsmannschaftliche Herkunft spielt, wenigstens in der ersten Generation, eine große Rolle. Die gebürtigen Niederbayern und Oberpfälzer übertreffen bei weitem die geborenen Münchener. In der Innenstadt wählen die Besucher in beträchtlicher Zahl ihre Kirche. Die Bahnhofsgottesdienste werden, besonders von Jugendlichen, gut besucht.

Wie zwischen den Geschlechtern, Altersstufen und Familienständen, besteht auch zwischen den Angehörigen der verschiedenen Berufsgruppen ein starker Unterschied in der Teilnahme am Gottesdienst. Wie die Kinder, so nehmen auch die älteren Schüler überdurchschnittlich

darin teil, jedoch immer weniger, je älter sie werden. Aber weit geringer ist die Teilnahme der gleichaltrigen Lehrlinge, von denen nur etwa jeder vierte noch zur Sonntagsmesse geht. Hierbei spielt neben dem Berufsmilieu wohl auch das Beispiel der Eltern eine Rolle, das in den Schulen noch durch den Einfluß des Religionslehrers aufgewogen wird. Die geringe Beteiligung der mittleren Jahrgänge bedeutet unter sozialem Gesichtspunkt, daß die Erwerbstätigen nur schwach, die Rentner und Pensionäre dagegen stärker im Gotteshaus vertreten sind. Die Hausfrauen erscheinen zahlreicher als die berufstätigen, die ledigen und verwitweten Frauen in größerer Zahl als die verheirateten.

Die Annahme einer besonders regen Beteiligung der bürgerlichen Schicht, je mehr sie den oberen Rängen angehört, die in Frankreich festgestellt wurde, trifft für München nicht zu. Von den Erwerbstätigen stellt die Mittelschicht der Arbeitnehmer, bestehend aus Angestellten, Beamten und qualifizierten Arbeitern, das Hauptkontingent der Gottesdienstbesucher. Aus der Beamtenschaft wird eine überdurchschnittliche Teilnahme der Lehrer und der ledigen Beamtinnen festgestellt. Am geringsten ist die Beteiligung bei den Selbständigen und bei den Arbeitern, von denen durchschnittlich nicht mehr als 10% bis 20% gezählt wurden. Es ergibt sich demnach das Bild, daß die Erwerbstätigen, die nach der herkömmlichen Einteilung zur Oberschicht und zur Unterschicht gerechnet werden, am wenigsten am kirchlichen Leben teilnehmen. Die Selbständigen sind allerdings eine zu undifferenzierte statistische Gruppe, als daß man über ihre Beteiligung eine brauchbare Feststellung treffen könnte. Bei den Arbeitern dagegen läßt sich erkennen, daß diejenigen, die eine gehobene Position einnehmen, und überhaupt die handwerklich ausgebildeten Facharbeiter weit mehr den Gottesdienst besuchen als die ungelerten Arbeiter.

Die Indifferenz so verschiedener gesellschaftlicher Gruppen wie der Selbständigen und der Arbeiter hat auch verschiedene Ursachen. Bei den Selbständigen ist eine liberale Einstellung unverkennbar, die auch in den politischen Wahlen zugunsten der FDP zum Ausdruck kommt. Das Interesse am materiellen Wohlstand scheint so beherrschend, daß es geistige Bindungen und ein positives Verhältnis zu geistigen Werten in den Hintergrund gedrängt hat. Im Unterschied zu der Situation in Frankreich scheint dieses deutsche Bürgertum noch keine innere Form gefunden zu haben.

Die wichtigste Ursache für die Zurückhaltung der Arbeiterschaft darf in einem überlieferten Mangel an Kontakt zur Kirche gesehen werden. Die Ressentiments aus der Zeit des Klassenkampfes sind noch nicht überwunden. Dazu kam damals, daß die rapide Bevölkerungszunahme die Kirche nicht auf ihrem Posten gefunden hat, die Mammutpfarreien entstehen ließ, in denen keine Möglichkeit eines Kontaktes und Gemeindebewußtseins bestand. Die Untersuchung verweist zu dieser Sache auf eine wichtige Studie des Münchener Dompfarrers Abenthum über die Seelsorgslage Münchens im 19. Jahrhundert. Eine weitere Ursache vermutet man darin, daß die Arbeiter von den Formen der Gottesdienstgestaltung und überhaupt des kirchlichen Lebens sich nicht angesprochen fühlen. Darüber gibt es, abgesehen von einigen Erhebungen in Frankreich, keine empirischen Befunde. Es würde sich wohl lohnen, dieser Vermutung nachzugehen und Stimmen aus der Arbeiterschaft über dieses Thema zum Sprechen zu bringen.

Von den traditionellen kirchlichen Männer- und Frauenvereinen bemerkt die vorliegende Studie, daß sie größtenteils überaltert sind und den Charakter einer kirchlichen Honoratiorenvereinigung tragen, jedenfalls den sozialen Umschichtungen nicht gefolgt sind. Dagegen lassen kirchliche Vereinigungen auf beruflicher Grundlage, wie die Kolpingfamilie und das Werkvolk, eine Anziehungskraft auf weitere Kreise erkennen. Die apostolische Wirkkraft ist am stärksten spürbar bei den modernen Vereinigungen, wie der Legion Mariens, dem Wohnviertelapostolat oder den Familiengruppen Unserer Lieben Frau. Die Teilnahme der verschiedenen sozialen Schichten zeigt etwa dasselbe Bild wie der Gottesdienstbesuch. Die Mittelschicht der Angestellten und Beamten stellt das stärkste Kontingent. Die Selbständigen sind, soweit sich die Mitgliedschaft im wesentlichen auf Beitragszahlung oder jedenfalls nicht

auf persönlichen Einsatz erstreckt, besser vertreten als beim Besuch des Gottesdienstes. Die Arbeiter sind, abgesehen von der Kolpingfamilie, sehr schwach beteiligt, auch in den Frauenvereinen. Von den Mitgliedern des Werkvolkes sind weniger als die Hälfte Arbeiter.

Zusammenfassend stellt die Untersuchung fest: „daß weder die in sozialökonomischer Hinsicht exponierte bürgerliche Schicht noch die im Gefüge der sozialen Schichtung zahlenmäßig dominierende Arbeiterschaft die besonders aktiven Mitglieder der Kirchengemeinden stellt. Die unselbständige Mittelschicht, die im Zuge der Ausbildung der modernen Gesellschaftsstruktur immer stärker angewachsen ist und im Zeichen der weiteren technischen Entwicklung ein noch größeres Gewicht erhalten dürfte, ragt vielmehr ebenso im kirchlichen Leben hervor, wie sie auch im sozialen Leben eine besondere Position einnimmt.“

Aktuelle Zeitschriftenschau

Theologie

BEA, Augustin Kardinal. *Il Cattolico di fronte al problema dell'Unione dei Christiani*. In: *La Civiltà Cattolica* Jhg. 112 Nr. 2654 (21. Januar 1961) S. 113—129.

In Fortführung seiner Bemühungen, die Grundlinien eines neuen katholischen Ökumenismus zu klären (vgl. ds. Heft, S. 248), lehnt der Verfasser die Behandlung der getrennten Christen als bloßer Häretiker oder Schismatiker ebenso ab wie ein reines Verstehen, das sie mit der Kirche gleichstellt. Mit dem hl. Augustinus sagt er, die Irrtümer seien zu hassen, aber die Irrenden zu lieben. Die objektiven Grundlagen dieser Liebe der Kirche werden hauptsächlich gemäß der Enzyklika *Mystici Corporis* aus der Zugehörigkeit aller rite Getauften zur Kirche entwickelt, so daß die Kirche sich niemals an ihnen desinteressieren, sondern sich nur ihrer liebevoll annehmen könne. Die von Christus gestiftete Einheit der Kirche — Einheit der Lehre, der Leitung und der Heilmittel — sei zwar wesentlich gegeben, aber noch nicht abgeschlossen und vollendet (vgl. den Bericht „Mission und Einheit“ ds. Heft, S. 276 f.).

BOSIO, Giuseppe, SJ. *A proposito dell'esperimento di Bologna*. In: *La Civiltà Cattolica* Jhg. 112 Nr. 2655 (4. Februar 1961) S. 268—275.

Der Aufsatz enthält die bisher gründlichste Darlegung der theologischen Qualifikation des Experimentes von Petrucci mit der künstlichen Züchtung eines menschlichen Embryos in der Retorte (vgl. ds. Heft, S. 250). Da die Stellungnahme der Kirche schon jetzt erhalten muß, um ihre wissenschaftliche Rückständigkeit zu exemplifizieren (besonders in Italien), ist diese Replik wichtig.

CARPENTIER, R., SJ. *Le primat de l'amour dans la vie morale*. In: *Nouvelle Revue théologique* Jhg. 93 Nr. 1 (Januar 1961) S. 3—24.

Dieses Axiom, an und für sich auf der Basis des christlichen Glaubens evident, kann in der moraltheologischen Anwendung zu einer nichtssagenden Formel werden oder im Gegenteil die situationsethische Auflösung des Inhaltes des göttlichen Gesetzes rechtfertigen. Carpentier versucht, den Sinn dieses Prinzips, vor allem in der Konfrontierung mit neueren Einwänden, mehr zu determinieren, das heißt, die Beziehungen zwischen dem religiösen und dem moralischen Grundwert und beider zur Gnade zu erhellen.

FILTHAUT, Theodor. *Liturgische Erneuerung und ökumenische Aufgabe*. In: *Liturgisches Jahrbuch* Jhg. 11 Heft 1 (1961) S. 9—24.

Diese tiefe und angreifende Studie fordert mit zwingenden Gründen eine biblische Verkündigung für die Liturgie und ein Ernstmachen mit der Verkündigung des Wortes Gottes in der hl. Messe, von deren Notwendigkeit und von deren für Evangelische anstößigem Fehlen die meisten Priester nichts zu ahnen scheinen. Man müsse wieder lernen, das Wort Gottes zu hören. Auch sollte für eine sichtbare und würdige Aufbewahrung der Heiligen Schrift im Gotteshaus gesorgt werden. An der Glaubensspaltung werde jeder schuldig, der sie gleichgültig weiterbestehen läßt.

GILEMAN, G., SJ. *Morale chrétienne en notre temps*. In: *Lumière et Vie* Bd. 9 Nr. 50 (November/Dezember 1960) S. 55—82.

Zum Eintritt in das zehnte Jahr ihres Bestehens greift die Zeitschrift das Thema wieder auf, mit dem sie begonnen hat: die christliche Lehre, besonders in ihrer Dialektik zwischen Welt, Zeit, Geschichte und den Letzten Dingen, dem Ewigen. Vor allem die Moraltheologie steht unter dem Gesetz dieser Spannung, in die sich der moderne Mensch, auf der Flucht vor dem Metaphysischen und dem Übernatürlichen, nicht mehr einfügen will. Gilleman untersucht die Grundlage, von der aus diese Wissenschaft einen solchen

Menschen wieder zu erreichen sucht: das Gesetz der Liebe, das fähig ist, den Ring zu sprengen, der den Menschen gegen das Transzendente abschließt.

MAERTENS, Th. *La Vigile Pascale est-elle en perte de vitesse?* In: *Paroisse et Liturgie* Jhg. 43 Nr. 1 (Januar 1961) S. 1—10.

Der Verfasser findet in der Geschichte der Osterfeier die Indizien, die das Nachlassen der Teilnahme an der erneuerten Osternachtfeier erklären und auch erkennen lassen, wie dieser bedauerlichen Tatsache entgegengewirkt werden kann. Er unterscheidet in der Geschichte eine sakramentale, eine symbolische, eine historizistische und eine folkloristische Phase, von denen allein die erste dem Mysterium und der Glaubenswilligkeit gerecht wird. Daraus lassen sich Hinweise für die pastorale Praxis gewinnen.

MUSSNER, Franz. *Der „historische Jesus“*. In: *Trierer Theologische Zeitschrift* Jhg. 69 Heft 6 (November/Dezember 1960) S. 321—337.

Gegenüber den neu aufgetauchten Fragen nach dem „historischen Jesus“, veranlaßt durch Rekonstruktionsversuche von E. Stauffer und anderen, stellt der Verfasser klar, daß wir Jesus als den Christus immer nur durch die Glaubenszeugnisse der Evangelien haben. Das Argument, daß sein Leben nicht messianisch gewesen sei, besagt nur, daß sein eigenes Messiasverständnis nicht dem spätjüdischen und dem des Volkes entsprechen hat. Gerade darin ergreifen wir einen historisch gesicherten Tatbestand, auch darin, daß über sein Wirken verschiedene Aussagen möglich sind und vorliegen. Der Grund unseres Glaubens sei zwar nicht der „historische Beweis“, sondern das Zeugnis des Heiligen Geistes, aber dieses gehe vom geschichtlichen Jesus aus.

OESTERREICHER, John M. *Papal Teaching on the Jews. Reviewed for Chair of Unity Octave*. In: *The Catholic Messenger* (Davenport, Ia) (26. Januar 1961) S. 7.

Der Direktor des Instituts für Jüdisch-Christliche Studien der Seton Hall University in Newark (N. J.) und Herausgeber der „Bridge“-Jahrbücher (vgl. Herder-Korrespondenz 13. Jhg., S. 423 f.) gibt in dieser in der St.-Patrick-Kathedrale, New York, anlässlich der Chair of Unity Octave gehaltenen Ansprache eine kurze eindringliche Darstellung der Äußerungen der letzten Päpste über das Verhältnis zwischen Christen und Juden, die nach ihm in den Worten gipfeln, mit denen Johannes XXIII. eine jüdische Abordnung aus den USA begrüßte: „Ich bin Josef, euer Bruder.“ In ihnen spiegelt sich der ganze Wandel, den das christlich-jüdische Verhältnis in unserer Zeit durchgemacht hat und der nur zu vergleichen ist mit dem Wachsen des „ökumenischen“ Geistes in der Christenheit.

PEREGO, Angelo, SJ. *Esiste un sostitutivo del battesimo per la giustificazione dei bambini?* In: *Divinitas* Jhg. 4 Heft 3 (Dezember 1960) S. 561—574.

In dieser Frage, die in weiten Kreisen der Gläubigen und deshalb auch in der Seelsorge immer wieder hohes Interesse findet und in den letzten Jahren eine erhebliche Zahl von Publikationen angeregt hat, deren wichtigste hier zitiert werden, neigt der Verfasser zu der Ansicht, die in der Theologie an Stimmen gewinnt, es gebe für Kinder gläubiger Eltern, die ohne deren Schuld vor der Taufe sterben, einen Ersatz für sie im votum der Kirche und der Eltern.

PIN, Emile, SJ. *Dix ans de sociologie religieuse. 1950—1960*. In: *Revue de l'Action populaire* Nr. 145 (Februar 1961) S. 217 bis 229.

Der Bericht gibt eine gut informierende, wenn natürlich auch nicht vollständige Übersicht über die Forschungszentren und wichtige Publikationen auf diesem jüngsten Gebiet der Theologie. Darüber hinaus aber faßt er auch die Ergebnisse der letzten zehn Jahre unter inhaltlichen Gesichtspunkten zusammen, skizziert ihre Bedeutung und Problematik und beschäftigt sich auch mit wesentlichen Einwänden und Zweifeln.